

# Die Zelle West

Nr. 46

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

## Die Husterhütte.

Erzählung aus dem Erzgebirge von H. Ger.

(Fortsetzung.)

Die Minna hatte das Schelten ihres Vaters vernommen, und gehört, wie er davon gestirmt war. Sie ging nach der Stube, in der Gotthold, mit seinem Schmiedestück in der Hand, wie niedergedonnert stand. Mann hatte die Minna den Zweig erblickt, als sie auch schon rief: „O, was hast Du denn da? Einen Eichenzweig aus Eisen und so natürlich! Das ist ja wunderschöne Arbeit! Hätte Dir übrigens gar nicht zutraut, daß Du ein solches Kunstwerk fertigbringen würdest.“

„Es hat auch viel Mühe gekostet, ehe ich es herausbekam,“ antwortete Gotthold, der durch das Lob, das ihm die Schwester spendete, erst sein seelisches Gleichgewicht wieder erlangt. „Ganz ist es ja auch nicht mein Werk. Die Vorlage dazu hat mir der Bocher Albert gezeichnet.“

„Mein Albert hat auch mitgeholfen!“

„Dein Albert?“

„Ja, Gotthold, ich habe mich heute mit dem Albert verlobt.“

„O, dann gratuliere ich Dir, Minna. Eine bessere Wahl hättest Du nicht treffen können. Es gibt nur einen Bocher Albert.“

„Nicht wahr!“ jagte die Minna mit einem von Stolz und Glück strahlenden Gesichte. „Unser Vater ist wirklich etwas anderer Meinung.“ An gedrängter Kürze berichtete sie, was es für einen Austritt zwischen ihr und dem Vater gegeben hatte.

„Jetzt wird mir auch erst klar, warum der Vater gar so aufgebracht war. Aber etwas mehr Verständnis für Arbeit hätte er doch zeigen können. Als dummen Bastelfrise, der albernem Hirsefanz gemacht hat, brandete er mich nicht zu behandeln,“ sagte der Gotthold, bei dem erst jetzt der Groll über die abfällige Beurteilung, die sein Werk erfahren hatte, zum Ausbruch kam.

„Darüber darfst Du mit unserem Vater nicht rechten. Er versteht uns einfach nicht. Mir ist seit heute vieles klar geworden, Gotthold.“ Nun erzählte die Minna ihrem Bruder ausführlich, was sie heute vom Onkel Gottlieb über ihre gemeinsame Abstammung erfahren hatte.

Am Schlusse hinzusetzend: „Siehst Du, Gotthold, unser ganzes Wesen, das der Vater nie begreifen kann, unser Sinn für das Schöne, unsere Freude an edlen Formen und harmonischen Farben, unser feiner Instinkt für das Geschmackvolle,

„Ja, Schwester, das wollen wir. Und wir wollen auch fernerhin, wie bisher, gute Ratten und treue Weidwoiter bleiben. Immer eines das andere stützend und fördernd.“ Lange noch saßen die beiden in trauter Eintracht und glücklicher Herzengemeinschaft beisammen, während der Huster Gottlob voll Groll über seine mißratenen Kinder stumm und finster im Wirtshaus hockte.

Der Winter hatte bereits seinen Einzug gehalten. Schnell und streng wie er im Gebirge zu kommen pflegt.

Sich fest in seine alte Wolldecke wickelnd, schlurste der Seff durch das verschneite Erlengrund. Es war um die Mittagszeit, und da pflegte der Seff die Frau Brettschneider aufzusuchen, bei der er einen besonderen Stein im Brette hatte.

Frau Brettschneider war die Witwe eines Grenzwächters, der einige Jahre früher in einer Sturmnacht auf seinem Posten von einer stürzenden Fichte erschlagen worden war. Bitter hart war der Frau Brettschneider dieser Verlust angekommen. Hatte sie doch mit ihrem Manne eine recht gute Ehe geführt. Der Verbindung war nur ein Mädchen entsprossen, an dem die Frau Brettschneider mit großer Liebe hing. Und dieses ihr Herzblatt war im vorigen Jahre von einer schrecklichen Krankheit befallen worden. Der Reitstanz hatte sich bei der kleinen eingestellt, und mehr noch als das Kind hatte die Mutter gelitten, wenn sie die Zerrungen und Verrenkungen mit ansehen mußte, von denen ihr Liebling unter dem Einfluß der Krankheit heimgesucht wurde.

Da hatte sich denn, wie so oft, der Seff als Retter in der Not erwiesen. In dreimal drei Mondwechseln hatte er die Krankheit „vertan“. Der Reitstanz gehörte zu den hartnäckigsten Uebeln, die erst in einem längeren Zeitraum fortgebracht werden konnten. Zwischendurch hatte der Seff die Frau Brettschneider zu einer Reihe von Maßnahmen in bezug auf die Pflege, Ernährung und weiter-



Robert Owen.

das alles ist ein Erbeil von unseren Großeltern, in der Hauptsach wohl von unserem Großvater. Es fließt noch etwas Künstlerblut in unseren Adern. Und wir wollen uns dieses Erbeiles freuen. Wir wollen unsere Gaben und Fähigkeiten hegen und pflegen. Wer weiß, wie gut wir sie im Leben noch brauchen können.“

hin auf die Abhärtung des Kindes überredet, wie sie auch vom erfahrensten Arzte nicht besser und verständiger hätten getroffen werden können.

Die Sympathiekur hatte daher guten Erfolg gehabt. Das Leiden war schwächer geworden und allmählich ganz weggeblieben. Seitdem war die Frau Brettschneider, die früher stark zur Freigeisterei geneigt hatte, nicht nur sehr gläubig geworden, sie hielt auch große Stücke auf den Seff persönlich. Und das um so mehr, als der Seff sich auch sonst als ein netter und bescheidener Mensch zeigte. Frau Brettschneider war nämlich eine äußerst penible Frau. In ihrem Stübchen blühte und glitzerte alles von peinlichster Sauberkeit. Aus diesem starken Reinlichkeitsgefühl heraus hegte die Frau Brettschneider auch ein unüberwindliches Mißtrauen gegen die verschliffene Wolldecke und den alten Klaufschrock des Seff. In beiden vermutete sie vielköpfige Bewohner. Sie fand es deshalb sehr hübsch vom Seff, daß er, nachdem das Kind wieder gesund war, ihre Stube nicht betrat, sondern das Mittagessen, das sie ihm stets verabfolgte, beideiden im Hausflur verzehrte.

Da die Frau Brettschneider von der mageren Pension nur sehr dürftig hätte leben können, unterstützten die Grenzwächter die Witwe ihres vernünftigen Kollegen in der Weise, daß die Ledigen immer bei Frau Brettschneider kost und Wohnung nahmen. Dadurch hatte sie, weil sich unter den Grenzern immer einige Unverheiratete befanden, ihr gutes Auskommen.

Gegenwärtig logierte der Chef der kleinen Truppe, Herr Thiele, ein angeheuerer Fünfsziger, bei ihr. Als der Herrschuß, der den vorigen Oberaufseher auf einem Dienstgange besallen hatte, nicht heilte, sondern in Lähmung der Beine überging, hatte die Oberbehörde ihn pensioniert und an seiner Stelle Ersatz nach der Erlengrunder Station gesandt.

Dem neuen Kommandanten ging der Ruf besonderer Schneidigkeit voraus, worüber die älteren Grenzer, die anfingen, sich nach etwas Ruhe und Bequemlichkeit zu sehnen, wenig erbaut waren. Die Jama hatte auch nicht gelogen. Herr Thiele war ein Fanatiker des Dienstes. Selbst ununterbrochen auf den Beinen, zwang er auch die ihm unterstellten Grenzer zur striktesten Annehaltung der vorgeschriebenen Patrouillengänge. Er kannte nur ein Vergnügen: Schmuggler abfangen oder hinter ihnen herknallen. Und weil all sein Sinnen und Denken sich in dieser Leidenschaft erschöpfte, war er auch unbewußt geblieben. In Erlengrund sollte den Hagestolz aber doch auch sein Schicksal erreichen. Er, der bisher eine dreifache Panzerung um sein Herz getragen, erlag den Pfeilen des Liebesgottes in seinem neuen Wirkungskreise unversehens.

Die Gusterminna, dieses graziöse Mädchen mit dem lieblichen Gesicht und den schelmischen Grübchen in den Wangen, hatte es Herrn Thiele angetan. Und wie immer, wenn Männer in reiferen Jahren Feuer fangen: es brannte bei dem Thiele gleich lichterloh. Den Schnurrbart, den er erst in sehr martialischer Form getragen, schnitt er sich täglich kleiner und zierlicher. In bester Uniform, die Dienstmütze fest auf eine Seite des Kopfes gedrückt, stolzierte er, so oft es nur anging, am Gusterhause vorbei.

Als der Seff, auf einer Fußbank sitzend, die Schüssel auf den Knien, sein Mittagessen verzehrte, trat Thiele aus seinem Zimmer, sich zu einem Dienstgange anschiekend. Seff sprang auf und grüßte ehrerbietig, während Thiele mit einem leutseligen Nicken des Kopfes den Gruß erwiderte. „Na, Seff, uns beiden geht es gleichermäßen. Wir müssen zufrieden sein, wenn irgendeine gute Weiberseele uns mit etwas Essen versieht. Warum bist Du denn eigentlich Junggefelle geblieben, Seff?“

„O je, Herr Obergrenzaufseher, bei mir hat's halt nie gereicht, um noch ein Weiberl zu

ernähren. Habe auch nie die richtige finden können.“

„Das ist es, Seff. Aber zu alt wären wir doch eigentlich beide noch nicht zum Heiraten.“

„Jede Minute noch unbestellt, Herr Obergrenzaufseher. Betraute mir noch das jüngste Mädchen zu heiraten. Und Sie vollends! Sind ja noch ein junger Bursche gegen mich!“

„Und Du glaubst wirklich, daß ich bei jungen Mädchen noch Glück haben werde, Seff?“

„Wer sollte es denn sonst überhaupt noch haben, Herr Obergrenzaufseher? Ein hübscher Mann in den allerbesten Jahren, dann der Titel, die Uniform, Auszeichnungen, hohes Gehalt, gutes Auskommen, Witwenpension, — welches Mädchen soll denn da noch widerstehen? Freilich spreizen sie sich erst ein bißchen. Das ist nun einmal so und gehört sich auch so.“

„Du bist wirklich ein verständiger Kerl, Seff. Frau Brettschneider hat Dich immer schon gelobt, aber jetzt höre ich es selbst. Und Wunderkuren sollst Du ja verrichten! Habe bisher über solche Sachen nur gelacht. Aber nach dem, was mir Frau Brettschneider erzählt hat, bin ich doch wankelmütig geworden. Habe übrigens seit einigen Tagen auch einen recht bösen Knacks in der einen Hüfte. Wird doch nichts Ernsthaftes sein?“

„O weh, o weh, Herr Obergrenzaufseher. Sie sind doch nicht etwa auf dem Kneufsteig gewesen? Da gehen Sie um Gottes willen nicht hin. Denken Sie an das Schicksal Ihres Herrn Amtsvorgängers! Der hat sich auch nicht warnen lassen.“ Mit leisem Flüstern fort fahrend: „Auf dem Kneufsteig ist zuviel vertan.“

„Mach mir nicht Angst, Seff. Es wäre ja nichtswürdig, wenn mich jetzt so ein Nebel packte.“

„Wollen zunächst das Beste hoffen, Herr Obergrenzaufseher. Vielleicht ist es nichts Böses, das sich noch vertreiben läßt. Haltens nur recht tüchtig warm.“

„Ja, das ist ein guter Ratichlag, werde ich auch machen. Habe ja meinen Bezirk im besten Schuß, da kann ich mir auch mal ein paar Stunden Ruhe gönnen. — Dann hätte ich noch ein Anliegen, Seff. Ich möchte gern mit den Leuten hier in nähere Berührung kommen, auch etwas von den Verhältnissen hören, in denen sie leben. Es wäre mir nicht lieb, wenn ich als stolz oder hochmütig vertrieben würde. Bin ich niemals gewesen. Habe überall auch mit den ganz einfachen Leuten verkehrt. Man hört und lernt da vielerlei. Ich mag aber nicht ins Wirtshaus gehen. Es wirft immer ein schlechtes Licht auf den Grenzbeamten, wenn es heißt, er sitzt im Wirtshaus herum. Das hat mir noch niemand nachsagen können. Aber es soll ja, wenn Du hier bist, immer recht schöne Unterhaltung in der Gusterhütte sein. Dürfte ich da nicht auch mit hinkommen, Seff?“

„O, das würde aber eine große Ehre für uns sein, Herr Obergrenzaufseher, wenn Sie auch nach dem Hüttenwinkel kämen. Dort können Sie ganz ungeniert die hiesige Bevölkerung kennen lernen. Die Leute werden freilich erst etwas zurückhaltend sein; haben eben Respekt vor einem hohen Beamten. Schickt sich auch so. Aber ich werde schon sorgen, daß die Unterhaltung in Gange kommt, und dann kann es nicht fehlen, daß Sie nach und nach einen guten Einblick in die hiesigen Verhältnisse erlangen.“

„Schön von Dir, Seff. Und wann kann ich kommen?“

„Heute abend paßt es nicht, Herr Obergrenzaufseher,“ sagte der Seff geheimnisvoll. „Habe heute nacht allerhand auf Kreuzwegen zu verrichten. Aber morgen abend wird es sich machen lassen. Sie sollen übrigens hübsch warm sitzen. Das wird Ihrer kranken Hüfte gut bekommen.“

„Also abgemacht, Seff. Ich komme morgen abend nach der Gusterhütte.“ Seinen Stuhl überwerfend und dem Seff nochmals gnädig zunickend, trat Herr Thiele seinen Dienstgang an.

Frau Brettschneider, die an ihrer Stubentüre stehend das Gespräch der beiden Männer belauscht hatte, ließ sich ärgerlich auf ihr Sofa fallen, dabei leise vor sich himmelmelnd: „Diese Männer! Nein, diese Männer! Neht schwärmt dieser alte Knickstiefel noch für junge Mädchen! Gätte hier nun eine so gute Gelegenheit, zu einer hübschen Häuslichkeit zu kommen. Man ist doch auch noch ansehnlich, und es ist auch nur ein Kind da. Das brauchte ihn doch nicht abzuschrecken. Ich werde meinen Brettschneider gewiß nicht vergessen, aber mit Toten kann man nicht leben. Es wäre doch besser, wenn man wieder einen Mann hätte, und rüstig ist er ja noch. Aber eine ganz Junge, nach der ihm der Sinn zu stehen scheint, bekommt er trotzdem nicht. Da wird er nur ausgelacht. — Aber ich will ihn doch recht pflegen, besser noch, als ich es bisher schon getan habe. Vielleicht kommt er, wenn er bei den jungen Mädchen erst wird abgeblüht sein, doch noch zur Einsicht. Er kann sich ja gar keine bessere Partie wünschen.“

Während Frau Brettschneider so ihren Feldzugsplan entwarf, um den „alten Knickstiefel“ doch noch für sich einzufangen, rückte der Seff mit seiner Fußbank leise bis an die Stubentüre. Dort stand in der Ecke ein kleines Stehpult, auf dem das Dienstjournal stand. Im Journal war genau angegeben, welche Dienstgänge die einzelnen Grenzer nach Zeit und Ort in der laufenden Woche zu verrichten hatten. Jeder Grenzer mußte nach der Rückkehr von der Patrouille seinen Namen hinter die betreffende Rubrik setzen, zum Zeichen, daß der vorgeschriebene Dienstgang auch wirklich ausgeführt worden war.

Als der Seff mit seinem Weiterücken das Pult erreicht hatte, horchte er einen Moment nach allen Seiten, schnellte dann empor, öffnete rasch das Journal, warf einen Blick hinein und setzte sich ebenso rasch wieder, schnell auf einem in der linken Hand verborgenen Stück Papper Notizen machend. Das wiederholte sich viermal. Darauf entfernte sich der Seff mit seiner Sitzbank wieder leise von der Türe, und als die Frau Brettschneider nach einiger Zeit aus der Stube kam, um das Geschirr in Empfang zu nehmen, da war er wieder ganz der alte, treuherzige Seff, der kein Wässerchen zu trüben vermochte.

Schon am frühen Nachmittag wanderte der Seff aus Erlengrund hinaus. Im Walde angekommen, bog er sofort nach der „Hölle“ ab, dort im Trimmerhause genaue Weisungen für die beiden kommenden Nächte gebend.

Herr Thiele konnte kaum den nächsten Abend erwarten. Er kalkulierte ganz richtig, daß, wenn er erst in der Gusterhütte verkehrte, sich auch bald Gelegenheit zu persönlichem Verkehr mit der Minna finden würde. Bisher hatten ihn doch einige Zweifel über den Erfolg seiner Werbung geplagt. Nachdem er aber die Meinung des klugen, welterfahrenen Seffs gehört hatte, war seine Zuversicht bedeutend gestiegen. Also nur herzhast auf das Ziel los, dann würde ihm der Preis schon werden. Wenn er sich durch den Besuch der Gusterhütte als schlichter, jovialer Mann gab, so konnte das nur geeignet sein, bei der Minna eine günstige Meinung über ihn zu erwecken.

Am nächsten Abend fand sich Herr Thiele denn auch pünktlich in der Gusterhütte ein, vom Seff empfangen, der ihn ganz stolz auf so hohen Besuch, nach dem Winkel geleitete. Der Seff hatte nicht nur die Bank gründlich gereinigt, er hatte auch in die bequemste Ecke ein altes, von der Minna erbetteltes Polsterkissen gelegt. Auf letzteres, mit der kranken Hüfte gegen die

warme Herdwand, placierte er nun Herrn Thiele, der sich in dem heute durch ein kleines Oellämpchen erleuchteten Winkel sofort wohl zu fühlen schien.

Nur weitere Besucher, an denen doch sonst in der kalten Jahreszeit kein Mangel war, wollten sich nicht einstellen. Außer dem alten Kocher, der still in seiner Ecke saß, war heute niemand zur Stelle.

„Aber Kocher, was ist denn das heute eigentlich?“ fragte der Seff. „Ich habe doch keiner Menschenseele ein Wort davon gesagt, daß heute hoher Besuch da sein würde. Die Leute können doch deshalb nicht wegbleiben.“

„Nein, Seff,“ erwiderte der Kocher. „Es hat sicher einen anderen Grund und hängt mit dem Spektakel zusammen, den es wieder mal in Erlengrund gegeben hat.“

„Du meinst wohl die Kirneshprügelei, Kocher? Ich habe gestern und heute schon davon gehört, aber doch nichts Wichtiges. Erzähle doch einmal, Kocher. Der Herr Obergrenzaufseher interessiert sich für das Leben und Treiben der Leute hier. Er möchte gern etwas darüber hören. Und besser als Du weißt doch niemand Bescheid. Bist ja in jeder Familie schon so und so oft zu Gast gewesen. Mußt eigentlich doch wissen, wieviel Genden jeder Erlengrunder hat.“

„Ja, Seff, besonders weil dazu keine große Wissenschaft gehört. Denn die Zahl der Genden ist in keinem Haushalt groß. Es ist schon recht günstig, wenn außer dem auf dem Leibe befindlichen noch ein ausgewaschenes auf der Leine hängt. Ich wünschte übrigens, ich hätte nie Gelegenheit gehabt, so viel Armut zu sehen. Es ist kein Vergnügen.“

„Wird schon stimmen, Kocher. Trotzdem könntest Du uns berichten, was denn die Leute, die doch sonst ganz hübsch zusammen leben, so fürchterlich gegeneinander aufgebracht hat.“

„O, das ist ein lächerlicher und trauriger Anlaß zugleich gewesen, wie das so oft bei der Armut der Fall ist,“ jagte der Kocher. „Habe die Sache auch erst gestern abend ausführlich von meinem Albert gehört. Angefangen hat sie im alten Hutschenreutherhause. Da stecken auch drei Familien in einer Stube. Der Herr Obergrenzaufseher wird sich davon keine rechte Vorstellung machen können, aber die Leute hier sind das so gewöhnt. Es ist auch alles geordnet und eingeteilt. Jede Familie hat ihren Anteil an der Stube, der so und soviel Bretter der Diele beträgt. Wo es nicht auf ganze Bretter ausgeht oder quer zur Diele geteilt werden muß, wird ein Kreidestrich gezogen. Gefocht wird von allen Parteien in dem einen Ofen. Die Heizung erfolgt unschicklich. Jede Frau hat sie immer acht Tage lang zu besorgen.“

„Nun sind ja unsere Leute hier alles gute und liebe Menschen. Das muß ihnen der Meid lassen. Ganz Erlengrund ist ja eigentlich nur eine einzige große Familie. Aber es ist wie in der Natur, manchmal zieht sich doch ein Gewitter zusammen. Früher gab es ja öfters Schlägerei. Als ich noch ein kleiner Bub war, da ging keine Kirnesh ohne große Kauferei vorüber. Es wäre sonst gar keine richtige Kirnesh gewesen. Doch das ist nach und nach viel besser geworden, und ich glaubte schon, der alte, schlechte Brauch sei für immer eingeschlafen. Er ist aber dieses Jahr doch wieder lebendig geworden.“

„Gm!“ machte Herr Thiele. „So etwas stirbt so leicht nicht aus. Laster sind zählebzig. Wenn man als Soldat Posten in den Gefängnissen steht, sieht man manchen sonst ganz braven Kerl, der nur durch die verfluchte Kauferei in harte Not und bitteres Unglück gekommen ist.“

„Das ist leider richtig, obgleich die armen Leute viel besseres zu tun hätten, als sich gegenwärtig zu verwalten,“ antwortete der Kocher.

„In dem Hutschenreutherhause, von dem ich schon sprach, wohnt auch der Müllerrobert mit seiner Frau, der Albertine. Zu dem Winkel, den sie haben, gehören neun Bretter. Die Leute haben keine Kinder, und da die Frau eine unserer geschicktesten Klöpplerinnen ist, geht es ihnen etwas besser, als es in den meisten Familien hier durchschnittlich zu gehen pflegt. Die Albertine hat sich denn auch ihren Winkel recht hübsch herausgeputzt. Die beiden anderen Familien, die noch mit in der Stube wohnen, sind desto mehr mit Kindern gesegnet. Die eine hat fünf, die andere, die des Baumannsbeinrich, gar acht Kinder. Wie die Dragepfeifen hintereinander stehend. Das älteste Mädchen ist erst dreizehn Jahre. Da muß denn die Emma, dem Baumannsbeinrich seine Frau, lüchlig am Nährahmen raffen, wenn es nur einigermaßen zu langen soll.“

„Mann man sich denken“, nickte der Seff. „Kinder sollen zwar ein Segen Gottes sein, aber wenn ihrer viele kommen, dann geht es bei dem Armen doch zu hart her.“

„Wäre bei uns hier gar kein Durchkommen, wenn die Frauen nicht lüchlig mit zugriffen“, erwiderte der Kocher. „Für die Frauen, die am Nährahmen arbeiten, gibt es gegenwärtig nur ganz breite Lächer zu tambourieren. Die Emma hat deshalb in einem langen Nährahmen einspannen müssen. Sie mochte nun zirkulieren, wie sie wollte, den Nährahmen brachte sie, wenn für die Wiege mit dem kleinsten Kinde noch ein Platz bleiben sollte, in ihrem Stubenanteil nicht unter. Mit Bittern und Zagen schob sie ihn so, daß das eine paar Füße auf ein Brett zu stehen kam, das bereits der Albertine gehörte. Die letztere hat das auch am ersten Tage nicht wahrgenommen, aber als sie am anderen Tage zufälligerweise ihre Bretter zählte, merkte sie, daß die Emma eines mit Beschlag belegt hatte. Darüber wurde die Albertine sehr zornig und verlangte, daß die Emma sofort das Brett räume. Die Emma, geplagt von Sorgen, wurde auch ärgerlich und erklärte, wenn sie wieder in einem kleinen Nährahmen eingespannt habe, werde sie ganz von selbst wieder von dem Brett heruntergehen, gegenwärtig könne sie es nicht. Ein Wort gab das andere, wie es bei solcher Gelegenheit geht, und mit dem Frieden im Hutschenreutherhause war es vorbei. Bei einem solchen Zusammenwohnen geht ja alles nur, wenn die Frauen ganz einträchtig zusammen leben und sich in einander schicken. Herrscht erst Feindschaft, dann können die Frauen schon beim stoßen in dem einen Ofen einander tot ärgern.“

„Das ist ganz zweifellos,“ stimmte der Seff bei. „Ich habe mich schon oft darüber gewundert, daß die Frauen beim stoßen so gut miteinander auskommen. Mraheel unter den Frauen habe ich eigentlich noch niemals angetroffen.“

„Er ist auch eine Seltenheit,“ entgegnete der Kocher. „Ist aber erst Rank vorhanden, dann bleibt er auch niemals auf seinem Entstehungsherd beschränkt. So war es auch jetzt wieder. Jede der streitenden Familien hatte wieder Verwandtschaft und Freundschaft, die zu ihr stand, und es dauerte nicht lange, da hatten die ganzen Frauen von Erlengrund in der Sache Partei ergriffen. Die einen meinten: Die Emma hat ganz recht. Was soll sie denn auch anders machen? Sie muß doch mit für ihre Kinder sorgen! Die Albertine braucht doch bei ihrer Klöppelei den Platz nicht, der kann es nichts verschlagen, wenn die Emma etwas mehr Raum beansprucht. Die anderen wieder vertraten den Standpunkt: nein, die Albertine ist in ihrem vollen Rechte! Was geht es denn die an, wenn die Müllers so viel Kinder haben, daß sie die Wiegen nicht mehr stellen können? Wenn sich die Albertine erst ein Brett nehmen läßt, dann wird bald das zweite und dritte folgen

und so weiter. Recht muß Recht und jedem muß das Seine bleiben.“

„Soll auch verteuert schwer halten, solch eine Differenz zu schlichten,“ meinte Herr Thiele. „Ich wünschte mir wenigstens keinen Rat, wenn ich als Richter in der Sache entscheiden sollte.“

„Solche Vorkommnisse sind nur zu beizutigen, wenn mit dem Grundübel, dem Aufeinanderwohnen, ausgeräumt wird,“ antwortete der Kocher. „Solange das letztere besteht, bleibt nur ein Mittel: die Verständigung. An die ist aber, solange die Gemüter erhitzt sind, in der Regel nicht zu denken. So sagt über den Hader, der täglich heftiger entbrannte, unsere Kirnesh heran. Nun ist unsere Bevölkerung hier zu ihrem Sichorienkaffee das ganze Jahr trockenes Brot. Zur Kirnesh werden aber doch einige Stuchen gebaden. Die reichen Leute würden freilich über dieses Gebäd lachen und es nicht als Stuchen gelten lassen. Denn um Mehl zu sparen, werden noch Kartoffeln zugenommen und auch sonst wenig Zutaten verwendet. Aber unserer armen Volke schmeckt es so gut, daß sich Alt und Jung schon wochenlang vorher auf den Kirneshstuchen freut. Für die Frauen ist immer schon das gemeinsame Stuchenbaden in der Mühle ein Fest. Unter fröhlichem Geplapper wird der Teig zubereitet, während der Bäcker das Backen besorgt. Dieses Jahr war es aber anders. Die Frauen waren in zwei feindliche Lager geteilt und ästige Moden floßen von einer Gruppe zur anderen.“

„Gewiß, nur durch einen Zufall riß die Albertine einen der auf Blechen in Gestellen zum Gehen aufgestellten Stuchen der Emma herunter. Die Emma stürzte sich auf die Albertine und brachte dabei, wahrscheinlich auch ohne Absicht, gleich das ganze Gestell mit dem gesamten Stuchen der Albertine zum Fallen. Die Albertine schlenderte nun auch das Gestell der Emma um und beide Frauen rafften den am Boden liegenden Teig zusammen und bewarfen sich damit gegenseitig.“

„Das muß ja ein schöner Anblick gewesen sein,“ lachte Herr Thiele. „Der Festtagstuden als Wurfgeschloß!“

„Für die Frauen war es kein Spaß,“ jagte der Kocher, „denn die paar Groschen, die der Stuchen gefoßt hatte, waren vom Munde abgedarbt worden. Der Kampf der beiden Frauen vernichtete natürlich großen Lärm, der auch den Bäcker herbeilockte, dem es nach vieler Mühe gelang, die kämpfenden Frauen auseinander zu bringen. Als ihm das endlich gelang, zog scharfer Brandgeruch durch das Haus. Der Bäcker stürzte nach dem Backofen, aber es war zu spät: die sämtlichen im Ofen befindlichen Stuchen waren verbrannt. Darüber bemächtigte sich der Frauen, die auf diese Weise um ihr Gebäd gekommen waren, eine fürchterliche Wut. Mit dem Rufe: „Haben wir nichts, sollt Ihr auch nichts haben!“ warfen sie sämtliche Gestelle mit den noch darauf befindlichen Stuchen um, sprangen mit den Füßen in den Teig und gerieten alle zusammen in eine förmliche Raserei.“

„Wie an jedem anderen Tage mußte nun auch zur Kirnesh trockenes Brot gegessen werden. Statt Festesfreude, herrschte in allen Familien grossender Zorn, der sich am Abend im Wirtshaus in einer fürchterlichen Kauferei Luft machte. Keiner weiß heute, wie es eigentlich kam, oder wer angefangen hat. Es war eben so viel Spannung vorhanden, daß auch der geringste Anlaß genügte, um die Kauferei herbeizuführen.“

„Als die Frauen sahen, wie die Männer sich bearbeiteten, schlug bei ihnen die Stimmung um. Sie wetteiferten gegenseitig, die Männer auseinander und zur Ruhe zu bringen. Gestern Abend hat mein Albert auch die Ursache des ganzen Unheiles aus der Welt geschafft. Er hat den Nährahmen der Emma geändert, indem er das eine Paar Peine so schräg nach innen

stellte, daß es noch auf dem letzten Brett der Gunna zu stehen kommt. Die Albertine hat sich verständigerweise damit zufrieden gegeben. Daß der Nährbraten oben in ihr Stubenteil hineinragt, will sie sich, so lange die Gunna die großen Arbeiten zu machen hat, gefallen lassen, wenn nur wenigstens ihre Bretter respektiert werden. Damit ist der Friede hergestellt. Die Frauen verkehren wieder in aller freundschaftlicher Weise miteinander, und die Männer sind in 14 Tagen auch wieder einig. Sie genießen sich nur jetzt, mit verbundenen Köpfen nebeneinander zu sitzen. Deshalb kommen sie heute nicht nach dem Südkemmel."

Thiele schlug sich mit der Hand auf den Schenkel und sagte: „So was habe ich aber doch noch nicht gehört. Drei Familien in einer Stube und der Mann nach Brettern abgezählt und mit Kreidestrichen abgeteilt. Da müssen ja die Frauen reine Engel sein, wenn es nicht täglich Haut und Haider gibt, und erst in Jahren mal ein Streitfall vorkommt. War übrigens eine ausgezeichnete Idee, das Schrägstellen der Beine am Nährbraten. Ganz salomonisches Urteil. Es sind dadurch beide Frauen zu ihrem Rechte gekommen. Ach hätte aber doch nicht gedacht, daß noch solche Wohnungsverhältnisse existieren. Wie steht es denn bei solchem Wohnen sonst, ich meine in Punkt Sittlichkeit?"

„Da passiert selten mal was Unrechtes. Die Leute haben den Kopf voller Sorgen, da kommt keine Uebermüdigkeit auf. Freilich, was das eheliche Leben betrifft, so kennt jede Frau das der anderen so gut wie ihr eigenes. Die Leute schlafen oben in den Dachkammern, die nur durch dünne Bretterwände getrennt sind. Da ist jedes Geräusch zu hören.“

„Ländlich, sittlich!“ mischte sich der Zeff ins Gespräch. „Der Herr Obergrenzanseher hat gewiß auch schon vielerlei Gebräuche und Einrichtungen gesehen.“

„Das will ich meinen, Zeff. Ich bin schon an der holländischen, dänischen und russischen Grenze stationiert gewesen. Ueberall andere Menschen mit anderen Sitten.“

„Was hat denn den Herrn Obergrenzanseher eigentlich bewogen, seinen Dienst in Preußen anzugeben?“ fragte der Zeff.

„Das ist eigentlich auch ganz gegen meinen Willen geschehen, und darüber sind lange Verhandlungen zwischen den beiden Königreichen geführt worden,“ antwortete der Thiele, sich mächtig in die Brust werfend. „Die Sache ist so gekommen: Der preussische und der sächsische Finanzminister waren einmal beisammen, und da hat der sächsische seinen preussischen Kollegen gefragt, wie es nur komme, daß Preußen aus seinen Grenzöfen prozentual viel höhere Einnahmen habe, als Sachsen. Ja, hat der preussische Finanzminister geantwortet, das ist eine ganz einfache Sache. Wir haben eben unseren Thiele. Der ist ein Juwel von einem Grenzbeamten. Wo es nicht klappt, da schicken wir den hin, der macht uns die Grenzen dicht und bringt uns jährlich viele Millionen ein. — Da ist denn dem sächsischen Finanzminister das Wasser im Munde zusammengelaufen vor Verlangen nach eben solchem Millionenzufluß, und er hat gleich gefragt, ob denn Preußen diesen Thiele nicht an Sachsen abgeben wolle. Doch der Preuze hat ihn nur ausgelacht.“

„Nun ist aber damals, als Preußen die Provinz Sachsen annektierte, die neue Landesgrenze zwischen den beiden Königreichen in der Eile schlecht reguliert worden. Es ist noch ein Stück Land, ungefähr eine Quadratmeile groß, bei Sachsen geblieben, das tief in die Provinz Sachsen hineinragt. Das hätte Preußen zur Abrundung später gern gehabt, aber Sachsen hat es natürlich nicht abgetreten, und wegnehmen konnte es Preußen im Frieden doch auch nicht. Diese alte Sache fiel dem preussischen

Minister wieder ein, als der sächsische immer weiter bohnte, ob denn der Thiele garnicht zu bekommen sei, und er hat schließlich gesagt: Gut, wir wollen lauschen; Gebt uns den Fehden Land, den wir schon lange haben wollten, und wir treten Euch den Thiele ab. Davon hat Sachsen erst nichts wissen wollen, aber schließlich hat es nachgegeben, und der Fehden wurde perfekt.“

(Zurück zum 1900)



## Japanische Seidenwareindustrie.

Von J. Wiese.

Der japanische Spindel entspricht zum Teil dem europäischen, obwohl er ausschließlich aus Holz gebaut ist; das Spinnverfahren weicht jedoch von dem unsrigen insoweit ab, als das Zusammenziehen oder Kreuzen der Seidenfäden unterbleibt, das den Seidenfaden, noch bevor er den Spindel bewickelt, trockener, glatter und faserdichter, d. h. weniger flammig macht. Dieser Uebelstand des einfachen japanischen Spindels ist in der neuesten Zeit wahrgenommen worden, und mehrere unsichlige Seidenspinner haben für dessen Beseitigung gesorgt. Besonders der asiatische Spindel, der auch den Vorzug vor manchem europäischen verdient, ist leicht zu handhaben. Auch vor ihm sitzt die Spinnerin. Der Tonosen von der üblichen Fassung ruht auf dem Fußboden, auf demselben der Spindel; über dem Becken ragt auf Vertikalstäben der Apparat nach dem Muster der in den europäischen Spinnereien neu eingeführten Spindelvorrichtungen. Statt durch ein Zahnradsystem wird die Bewegung des Fadenleiters und der Spindelwelle durch ein Schurtriebwerk vermittelt, dessen größere Rolle, durch die sturbe in Rotation versetzt, mittels einer endlosen Schur ihre Drehung der oberen kleineren Rolle mitteilt. An der Achse der unteren Rolle ist eine Nebenrolle angebracht, deren rotierende Bewegung gleichfalls durch eine Schur ohne Ende einen unterhalb des Fadenziehers befindlichen Apparat, die Fadenfahnder, in Tätigkeit versetzt.

Schon seit dem Jahre 1872 hat es die japanische Regierung eingesehen, daß eine Verbesserung des Spinnverfahrens durch Einführung der in Europa eingebürgerten Systeme nottat; sie ließ daher zu Tamioka in der Präfektur Gumma eine große Dampfspinnerei mit 300 Spindeln errichten. Die von der genannten Spinnerei stammende Seide wurde allgemein für ein Geppinnit erklärt, das in bezug auf Gleichmäßigkeit, Glanz, Zähigkeit und Elastizität dem Seidenprodukte der namhaftesten europäischen Spinnereien gleichgestellt werden kann und tatsächlich weit höhere Preise erzielt hat als die Handseide. Nachdem die erste Probe bestanden war, wurden nach und nach durch Privatinitiative andere Spinnereien gebaut, so daß bereits vor 10 Jahren weit über 6000 Seidenhappeln, nach europäischem Muster mehr als 30 000 Piculs, d. i. mehr als 1 812 000 Kilogramm Rohseide verarbeiteten, ein Betrag, der heute ganz bedeutend überholt ist. Vor dem Verweben macht die Rohseide alle Manipulationen durch, denen jedes andere Geppinnit unterzogen wird, bevor es dem Webstuhl naht; so wird in Japan die Ketten- und Einschlagseide mit den einfachsten Geräten hergestellt, die an die in Europa vor dem Dampfbetrieb gebräuchlichen erinnern. Auch die Handwebestühle sind nach dem Muster der alteuropäischen eingerichtet. Wir bemerken nur, daß in neuester Zeit auch der Webstuhl jene technischen Wandlungen durchgemacht hat, die ihn dem Musterwebstuhl europäischer Seidenwebereien nahegebracht haben.

Heutigen Tages haben die Seidenstoffe in Japan, ob glatt oder fassoniert, dann die Samt- und Profaktstoffe einen solchen Grad der

Vollkommenheit erreicht, daß erhebliche Mengen davon auf den europäischen und namentlich auf den amerikanischen Märkten ihren Abfab finden. Der älteste Fabrikationsort in Japan ist Kioto in der Provinz Nomaidiro; er ist besonders für Fabrikation von schweren Luxusstoffen unübertroffen. Die Webereien Kiotos befinden sich in seinen Vorstädten und in seiner Umgegend; weit über 20 000 Arbeiter sollen in ihnen an über 6000 Webstühlen beschäftigt sein. Das Quantum der dort fabrizierten Stoffe wird auf über 60 Millionen Ballen von 50 kilo veranschlagt. Das Schönste, was Japan an goldgewirkten schweren Seidenstoffen erzeugt, kommt von Kioto. Diese Stoffe, *Mitsuki* genannt, haben auch in Europa großen Ruf. Eine weitere Spezialität Kiotos sind die sogenannten *stano-tascha Chirimen* die bekannten hügel- und wellenförmigen Crêpes. Die Erhöhungen auf ihnen und die sie umgebenden, weißen Mäuler werden dadurch hervorgebracht, daß man das Gewebe an einzelnen, etwa 1 Zoll oder weiter voneinander entfernten Stellen, mit Bindfaden unterbindet; darauf wird das Ganze gebadet und gefärbt und nach diesen Prozessen der Bindfäden wieder abgeklopft. Die Zusammenziehung, die beim Baden der Crêpes vor sich geht, erfolgt auf der Fläche des Stückes in anderer Weise als auf den durch Bindfäden abgetrennten Stellen, und nach dem Ablösen des Fadens bleibt eine kuppelförmige Erhöhung zurück, die dort, wo der Bindfaden das Eindringen der Farbe verhindert, mit einem weißen Stränge umgeben ist. *Soma Juzenomi* ist ein Gewebe mit gemalten Dessins, das ebenfalls nur in Kioto gewebt wird. *Sabuta* ist ein einfaches Gewebe ohne Dessins, meist von weißer Farbe; es wird zu Festkleidern verarbeitet. *stuzen-i-to-no-Aimunagi* sind Seidenabfallgewebe, in die sehr oft Streifen von Yamamaiseide eingewoben worden. Nachdem das ganze Stück gefärbt worden ist, bilden die Yamamaistreifen, die die Farbe nicht annehmen, die Dessins. Auf dieselbe Weise werden die sogenannten *Yamama-Chirimen* fabriziert; die beiden letzten Stoffgattungen sind es, für die Yamamaiseide in Japan besonders Verwendung findet. *Sakati-obi* sind schwere, starkseidene Gürtel von guter Qualität. Schöne Yamamaiseide wird besonders in Kioto verbraucht. Die Färberei Kiotos ist besonders durch ihr Rot berühmt und färbt in dieser Farbe sehr viel für andere Fabrikationsorte.

Die Industrie *Kirin* in der Provinz *Dichoschiu* soll erst 250 Jahre alt sein. Die Arbeiterzahl ist dort weit geringer als in Kioto, weil die Fabrikation der schweren Stoffe unbedeutender ist und zu der Fabrikation von leichten Stoffen ein Mann pro Webstuhl genügt. Die Fabrikation von Crêpe (*Chirimen*) und leichteren Kleiderstoffen dagegen ist sehr bedeutend; der Wert derselben soll dem Gesamtwert der Fabrikation Kiotos gleichkommen. Die Manipulation des Crêpegewebes ist in kurzen Worten folgende: Es wird in laufendem kaltem Wasser gewaschen, dann in heißem Wasser gebadet, sofort nachher wieder in fließendem kaltem Wasser gewaschen und etwas getrocknet; halbnah wird das Stück dann auf eine hölzerne Rolle gerollt und ungefähr eine Stunde darauf gelassen, mannehr abgenommen und tüchtig an der Sonne getrocknet. Durch diese schnell auf einanderfolgenden Prozesse schrumpfen die in entgegengesetzter Richtung gezwirnten Fäden zusammen und bilden den Crêpe. Das Eingehen des Gewebes beträgt zwischen 20 und 30 Proz. Es gibt eine große Anzahl von Crêpesorten, deren Fabrikation in den Details verschieden ist; doch sind dies die Grundlagen der Crêpefabrikation. Außerdem werden *Kirin Damengürtel*, *Koyanagi-obi*, ein starker Satin, ferner *Donso-obi*, Damastgürtel für Frauen, und *Shima-Chirimen*, gestreifte Crêpes, fabriziert.

## Deutschland und Amerika.

Ein Vergleich von Adolf Hepner.

Wohl jeder hat zu irgendeiner Zeit das Bekenntnis abzulegen von der Halbheit seines aus Büchern (oder dem Christum überhaupt) geschöpften Wissens.

In dieser Lage befindet sich ein nach langer Abwesenheit Heimgekehrter, der im heutigen Deutschland erhebliche Veränderungen, die im letzten Vierteljahrhundert sich vollzogen haben, wahrnimmt.

Nach war bei Landung auf deutschem Boden nicht unvorbereitet zur Würdigung dessen, das hier entstanden ist, und der fortschrittlichen Neuerungen zur Verbesserung des Volkslebens. Zwei hochherzliche fundamentale Umgestaltungen indes, welche die deutschländische Zeitungs- und Zeitschriftenlektüre draußen niemals zu meiner Kenntnis gebracht hat, wurden mir hier erst offenbar. Das eine ist: der (im Vergleich mit

mit früheren Tagen) viel bessere Ton des subalternen und mittleren Beamtenstandes im Verkehr mit dem Publikum. Hierin haben die Zeiten dem doch endlich Wandel geschaffen. Unzweifelhaft hat aber auch die sozialdemokratische Kritik in der Presse, im Reichstage in den Volksversammlungen wesentlich zu dieser Verbesserung beigetragen.

Für Deutschland ein wahrhaft großes, unvergleichliches Glück, das jeden seiner Angehörigen, der jenseits des Ozeans weilt, mit herzlichem Entzücken erfüllen muß, wenn er die Botenschaft hört, und um so mehr, wenn er mit eigenen Augen von der vollbrachten Tatsache Kenntnis zu nehmen Gelegenheit hat.

Die Tyrannei der Alten in Deutschland hat nun dem endlich erwachten Selbstbewußtsein der Jungen weichen müssen und so ist denn ihr Heimatland ein weitlich anderes, ein schöneres, als das der früheren Generation.

Was hat nun in Deutschland die Alleinherrschaft des Greisenalters gebrochen, beziehentlich das Erwachen des Selbstbewußtseins der Jugend gefördert?

Anteherregend und weiter ausbauend sind da unbedingt gewesen: das amerikanische Beispiel im großen ganzen, und speziell im Eintritt der Frau ins Erwerbsleben und in die Berufsarbeit; der sozialdemokratische Geist, welcher in erster Linie an die Jugend sich wendet; der industrielle Aufschwung, durch welchen jugendliche Strömungen in vorher nicht gekanntem Maße zur Geltung gelangten und schließlich die verbesserte Volksbildung.

Zu fassen man zu dem Schluß kommen, daß es für einen Deutschamerikaner von freibühlerischer Tendenz heute leichter ist, als es ehemals war, im Reiche sich wieder einzuleben — insbesondere, wenn die Mängel der kommunalen Verwaltung in amerikanischen Großstädten ihm unheilbar erscheinen, oder die bis zum Ausichau, zum Teile sogar bis zum Theater verbotene erstrebende amerikanische Zuchtstrenge und die in vielen Staaten der Union grassierende Epidemie des Abstinenz bezu-



Sind doch die Vereinigten Staaten gerade das Land, wo die Rechte der Jugend im größten Umfang von jeher anerkannt wurden.

In Europa hielt man es ehemals anders: die Kinder hatten zu schweigen; Weisheit war das Monopol der Alten; und diese herrschten um so autokratischer, je weniger vom Weltgetriebe sie wußten.

Reiche sich wieder einzuleben — insbesondere, wenn die Mängel der kommunalen Verwaltung in amerikanischen Großstädten ihm unheilbar erscheinen, oder die bis zum Ausichau, zum Teile sogar bis zum Theater verbotene erstrebende amerikanische Zuchtstrenge und die in vielen Staaten der Union grassierende Epidemie des Abstinenz bezu-



Ansprache der englischen Delegierten im Garten der „Neuen Welt“ (Berlin).

Der zweite und wichtigste Befund meiner Beobachtungen ist die völlig veränderte Haltung der deutschen Jugend (beiderlei Geschlechts). Sie hat von den ihr nur zu lange vorenthaltenen natürlichen Rechten Besitz ergriffen, dieselben gegen das Vorurteil der Alten erfolgreich verteidigt und schließlich zu allgemeiner Geltung gebracht.

Jammern und Klagen über die Verderbtheit der Nachkommenschaft, welche ihre eigenen Wege gehen wolle, stand auf der Tagesordnung aller geselligen Unterhaltung der Bejahrten und war sozusagen eine ihrer Lieblingsempfindungsäußerungen bei jeder passenden oder auch unpassenden Gelegenheit. Das war immer so gewesen.

Prohibitionsanatismus die Gemüthlichkeit ihm verdirbt.

Es gibt noch eine Anzahl anderer, sehr unliebsamer Dinge in Amerika, die einem Deutschen den Aufenthalt dort verleiden mögen. Mehr als einer, der drüben nur leben und gehen wollte, ohne mitzutaten, kehrte „amerikanische“ zurück. Wer jedoch von

trüben Affektionen freibleib, weil er, wenn auch in sehr bescheidenem Maße nur — als einer unter Hunderttausenden — am Reformwerke mitzuarbeiten, die Entwicklung der Dinge und vielfache Besserungssymptome zu beobachten in der Lage war, wird, bei aller freudigen und herzlichen Anerkennung des vielen Schönen und Guten, das Deutschland dem Auge und Geist bietet, gern den Mühen sich unterziehen wollen, die mit amerikanischer gemeinnütziger wie Erwerbsarbeit verknüpft sind — der mannigfachen ästhetischen Entbehrungen ungeachtet, die ein gebildeter Deutscher dort sich aufzuerlegen hat.

Es mag schwer halten, einem, der über die Reichsgrenzen nie hinausgekommen ist, die eigentliche und wahre Attraktionskraft Amerikas völlig überzeugend zu erklären.

Der Hauptvorteil des transatlantischen großen Freistaates besteht in seiner (alle ihm inwohnenden Mißstände überwindenden) Eigenschaft, im Individuum das Gefühl der Menschenwürde zu erhöhen. Die Selbstachtung des Mannes, der Frau, des Kindes steigt durch das Bewußtsein, daß jedermann ihr Menschentum zu respektieren gewillt ist. Das (durch allgemein-gegenseitige Achtung des Menschentums) im Individuum erzeugte Selbstgefühl erhöht seine Menschenwürde. Selbstachtung — gestützt auf das Bewußtsein von der Anerkennung unseres Menschentums durch alle anderen und berechtigt durch unsere dementisprechende gleichartige Gesinnung und Haltung gegen alle anderen — das Selbstbewußtsein unserer Menschenwürde ist schließlich das wesentlichste unter den Bedingungen rationellen Lebens; es verleiht Stärke im Kampfe, Mut im Leiden und verdoppelt die Freuden.

Ist nun auch das Wesen der Rang- und Klassenunterschiede im bürgerlichen und kleindadligen Teile Deutschlands jetzt ein wenig gemildert, seitdem das Selbstbewußtsein durch Bürgerlichgelingen der Jugend sich gehoben hat — die politischen Formen einer (zum Teil noch feudalen) Militärmonarchie bedingen dennoch für das individuelle Selbstgefühl eine scharf bestimmte Grenze mit unüberbrücklichem Haltgebote.

Unter diesem Gesichtspunkte führt auch der Geringbemittelte ein schöneres, weil freieres Dasein draußen; wenn auch in der großen Masse von seinesgleichen, wie von Begüterten, verschwindend, behält er in der Regel das Gefühl seines Ichs — im Maße schwerer Arbeit selbst. Mit Ausnahme der „höheren Regionen“ beschränkt sich der soziale Unterschied (im strengeren Sinne) zwischen Angestellten und Beschäftigten auf die Werk- oder Geschäftsstelle und auch dort ist das Benehmen des Untergebenen, bei aller Artigkeit, in der Regel devotionsfrei. Es gibt natürlich auch Progenplätze und monopolistische Betriebe, deren Leiter (Manager, Superintendenten) die komischsten Uebermutspurzelbäume schlagen oder harter Rücksichtslosigkeit sich schuldig machen. Im allgemeinen jedoch befreit sich der amerikanische „Bos“ (Firmeninhaber) noch traditionellen, stolzfremden Betragens in Behandlung der von ihm abhängigen Arbeits- oder Bedienungsmannschaft — zumindest in „Friedenszeiten“; Streiks und Boykotts ändern freilich manches in Stimmung und Ausdruck nicht gar selten.

Das ethische Besserbefinden des amerikanischen Arbeiters gegenüber dem deutschen steht daher für mich auch heute noch außer Zweifel.

Ich spreche hier — wohl gemerkt — vom „ethischen“ Besserbefinden nur; Kritik des materiellen würde eine besondere Abhandlung erfordern.

Am deutlichsten illustriert sich meine Ansicht an der Arbeiterfrau. Es gibt z. B. in Amerika

(von frisch Eingewanderten als Ausnahme abgesehen) keine Proletarierin, die ihrem Manne oder Bruder die Stiefel putzt.

Wer nicht Geld genug hat für fremde Bedienung, ist sein eigener Stiefelpuher; der Frau oder erwachsenen Tochter wird nicht zugemutet, des Mannes oder Vaters Schuhe zu reinigen. Andererseits aber scheuert die Frau oder Tochter eines Mannes, dessen knappes Einkommen zum Mieten von Dienstpersonal nicht ausreicht, die Steintreppen vor ihrem Hause und bleibt dabei eine „Lady“ in des Wortes voller Bedeutung. — —

Mitten in Beantwortung meiner Themafrage gewahre ich erst die Schwierigkeiten einigermaßen befriedigender Erfüllung meiner Aufgabe. Zunächst erinnere ich mich des alten und zum Teil wohlberechtigten Vorurteils gegen diesbezügliche Auskünfte deutschamerikanischer Besuchreisenden; denn es gibt noch immer deren zu viele, die auf Münchhausens Konto sich gütlich tun. Erst kürzlich erzählte mir eine Dame:

„Mich besuchte vor mehreren Wochen ein Deutscher aus New York; ein herzlich ungebildeter Mann, dem es drüben rasch gegliickt ist, zu Wohlstand zu gelangen. Beim Anblick unseres Klaviers sagte er: „Meine Tochter hat ein Piano, das sollten Sie sehen! Es ist etwas ganz anderes! Bei Tage spielt sie drauf, bei Nacht schläft sie drin.“

Das Extrem nach der anderen Seite bilden die zahlreichen amerikaneindlichen Berichte und Notizen in deutschen Blättern; sie kommen von Korrespondenten, die entweder erst kürzlich nach New York verschlagen wurden, also von Land und Leuten nichts wissen und aufs Geratewohl draußlos schreiben oder als eingeleichtete Monarchisten konservativer Gesinnung die Republik, in der sie ihre letzte Zuflucht fanden, hassen, oder es sind Spasmacher am unrechten Plabe, die im extravaganten Frauenzimmer des fashionablen Tingellangels, in der verschwenderischen Müßiggängerin der Rennsport-Haute volée oder einem leichtsinnigen und talentlosen Mitglied der Millionärsenerme den „amerikanischen Frauentypus“ entdecken und diesen dann als den dunkelsten aller Flecke „Dollaria“ zeichnen. Neuen Kritikern mißfällt in den Vereinigten Staaten nicht weniger als alles, weil, ihrer Einbildung nach, Kolumbia genau nach Germanias Schnitt gekleidet sein müßte, während die Amerikaner, wie jede Nation, ihre Eigenart behalten wollen. Für diesen Eigensinn werden die „Mankees“ von Korrespondenten deutscher Blätter „Barbaren“ geheißen. Was an kulturellen Fortschritten in Amerika sich vollzieht, erfährt das deutsche Volk meistens durch Vermittelung der Regierungsorgane: Berichte der Delegationen, die zum Studium gewisser Zweige der öffentlichen oder der industriellen Betätigung hinübergesandt werden.

Allerdings bietet Amerika viel zu viel Stoff des Genres „Skandalosa“ (Ehescheidung nach mörderischem Vorfall) für die Unterhaltung. Schließlich aber ist es in seiner Totalität nicht so entsetzlich, wie eine „abgehackte Hand“ oder gar 600 Fälle von Soldatenmißhandlungen in einer einzigen Kriegsgerichtsverhandlung.

Kritische Würdigung erheischt noch die Erwägung der Frage: Kann das deutsche Volk die sich ihm von oben entgegenstemmenden kulturfeindlichen Elemente leichter und eher als das amerikanische die von unten es fesselnden überwinden?

Nehmen wir die letzten 30 Jahre als Maßstab für beide Länder!

Wenn in Anschlag gebracht wird, wieviel hier seitdem von Bevorzugung des Adels für die höheren Zivildienste, von der allgemeinen Unfreiheit der Beamtenklasse, von Schädigung bedeutender Talente durch offizielle Begünsti-

gung charaktersschwachen, devoten Strebertums, vom Militarismus als Sonderklasse, von feudalem Vor- und Unrecht, von obrigkeitlicher Bevormundung im allgemeinen usw. zurückgeblieben — und um ein wie Bedeutendes dagegen die schlimmsten Auswüchse des politischen Amerikanismus seit einer Generation zurückgegangen sind — so erscheint der Schluß durchaus gerechtfertigt, daß innerhalb weniger Dezennien die evolutionäre Bewegung der Vereinigten Staaten zur Vervollkommenung des Staatswesens in befriedigenderer Weise verlaufen dürfte als die hiesige Entwicklung, welche zu oft von „Fraktionen“ bedroht und durch Gewalten aufgehalten wird, die, vermöge ihrer „rocher de bronze“-Natur, dem intellektuellen Andringen unüberwindbar lange trocken.

Zwar ist das deutsche Staatswesen dem amerikanischen in zwei Dingen von fundamentaler Bedeutung tausend Meilen voraus: Amtschere und saubere Verwaltung; Sozialdemokratie und Sozialgesetzgebung.

Aber die hiesige Fortschrittsbewegung hat stets doppelte Hindernisse zu überwinden, wenn sie den Volksgeist vorwärts gebracht, muß sie den bestehenden Gewalten einen Teil der von ihnen usurpierten Vorrechte abzuwaschen versuchen.

Die amerikanische Reformfrage dagegen hat es mit einem Feinde nur zu tun: dem „Unverstand der Massen“.

Sobald diese für Purifizierung der Aemter gewonnen sind und auf anständigere Parteipolitik dringen, ist der Weg für eine fortschrittliche Arbeiterbewegung, das Emporkommen des Sozialismus in den Tradesunions und, damit auch der Einzug desselben in die parlamentarische Arena geebnet.

Bei der ungeheueren Größe des amerikanischen Landgebietes erfordert allerdings die intellektuelle Pionierarbeit dort einen Zeitraum, dessen Länge für deutschländische Begriffe und Erfahrungen fremdartig ist.

Dennoch verlohnt es sich in Amerika, mittels Tropfens den Stein zu höhlen, weil zu guter Letzt die arithmetische Progression in geometrische sich verwandelt, ohne daß — wie hier — eine Zentralgewalt hemmend oder vernichtend eingreifen kann.

Des amerikanischen Reformfreundes Arbeitsaufgabe besteht in Erweiterung der geistigen Perspektive des Volkes, in Erzeugung jener höheren Intelligenz, welche im allgemeinen identisch ist mit geläuterter Moral — einer von der bisherigen einseitigen, auf den Erwerb lediglich gerichteten Intelligenz verschiedenen — einer Intelligenz des Gemeinfinns, die das Interesse am Gemeinwohl pflegt.

In dieser Beziehung ist sehr vieles geschehen, das den Kenner der einschlägigen Verhältnisse mit Mut und froher Hoffnung für die Zukunft zu erfüllen geeignet ist. Die erfolgreiche, eminente Arbeit allein der Schulmänner und Lehrerinnen aller Grade zur Erhöhung des Volksbildungsniveaus bietet eine Gewähr für ethischere Zeiten in Amerika. Rückgang der kirchlichen Herrschaft über den öffentlichen Geist wird unvermeidlich, sobald die (jetzt nur vereinzelt auftretende) Frage die öffentlichen Organe beschäftigt, wieso unter mehr als hundertjähriger geistlicher Führung die ekelhaftesten Verbrechen gegen das Gemeinwohl —

Die Kollisionen, welche aus den Bedingungen der bürgerlichen Gesellschaft selbst hervorgehen, sie müssen durchkämpft, sie können nicht wegphantasiiert werden. Die beste Staatsform ist die, worin die gesellschaftlichen Gegensätze nicht verwischt, nicht gewaltsam, also nur künstlich, also nur scheinbar gelöst werden. Die beste Staatsform ist die, worin sie zum freien Kampf und damit zur Lösung kommen.

Karl Marx, Artikel über die Juntschlacht in der „Neuen Rhein. Zeitung“ vom 28. Juni 1848.

wie Wahlfälschung in einer ihrer mannigfachen Formen — in allen Schichten der Parteipolitiker Schutz oder mindestens Verzeihung fanden und, wenn die Schuldigen Verführer statt Verführte waren, vom Strafgerichte in den allerersten Fällen nur erreicht wurden.

Ein zweites Verbesserungssymptom ist die allmähliche Befremdung des Volkes mit der „Zivildienstliste“, welche für eine gewisse Klasse von unteren und mittleren Regierungsbeamten (des Postdienstes zum Beispiel) die „Venuepolitik“ beseitigt und dafür eine Prüfung einrichtet, mit der Bestimmung zugleich, daß der auf Grund bestandenen Examinens fürs Amt benannte dasselbe (bei tadelloser Führung) dauernd behält; wenn die herrschende Regierungspartei das Feld räumt, bleibt dies ohne Einfluß auf alle unter den Regeln der „Zivildienstliste“ eingesetzten Beamten. Mehrere Staaten und Kommunen haben das neue System bereits für ihre eigene Verwaltung adoptiert. Ein auf diese Weise formierter fester Stamm von mittleren und unteren Beamten, deren Existenz nicht vom Parteigetriebe abhängt, ernt naturgemäß etwaige Korruptionsneigung eines (von Partei wegen eingesetzten) oberen ein, dessen Kreaturen sonst die anderen waren.

Als drittes Verbesserungssymptom bezeichne ich die Ausdehnung des Stadtederjohannis auf den Universitäten und Colleges — ein für Amerika sehr wünschenswertes Element als Antidote gegen die Arbeiterfremdlichkeit der bürgerlichen Tagespresse in Streikperioden.

Das vierte Symptom ist die in allen Großstädten des Landes während der letzten fünf Jahre zutage getretene Erbitterung gegen Kommunerepräsentanten, welche wertvolle Gerechtigkeiten unter Halbpartbedingungen für ihre eigene Tasche an Unternehmer verschachtelten, und die hierauf zahlreich erfolgten Verurteilungen von „boodlerischen“ Stadträten zu langjährigen Zuchthausstrafen.

Das fünfte Symptom ist die durch das ebergerichtliche Erkenntnis gegen Boykott neuerlich erfolgte Entschließung einzelner Tradesunions, in die unabhängige Arbeiterpolitik einzutreten, beziehentlich das sozialistische Ticket (Debs) zu unterstützen.

Es ist nicht sehr viel, aber doch einladend genug, das öffentliche Leben Amerikas weiter mit Interesse zu verfolgen, um von den Fortschritten sich unterrichtet zu halten.

Amerikas „Moral in der Politik“ ist heute eine andere, ungleich höhere, als sie vor 30, 20 und 10 Jahren war.

Amerika wird zweifellos in absehbarer Zeit den Status erreichen, welcher hier zu Lande als Norm für Ehrenhaftigkeit im Parteiwesen wie in der Amtsverwaltung gilt.

Deutschland aber steht in Gefahr, bis dahin einen Teil seines Westens einzubüßen: der Idealismus, welcher ehemals in allen politischen Parteien zu finden war, hat, außerhalb der Sozialdemokratie, einen bedenklichen Rückzug angetreten; allenthalben in bürgerlichen Kreisen hört man klagen: „Das „Strebertum“ überwiegt!“

Philosophie und Wissenschaft, Kunst und Literatur von Servilität bedroht, das wäre

Geht man in New York durch Lexington Avenue, Madison Avenue, Fünfte Avenue usw., darf man mit dem Straßenkommissär und dessen Bureau wohl zufrieden sein; zwei Minuten davon schon, in den Blocks, welche von der dritten und zweiten Avenue begrenzt sind, begegnet man der alten Tradition: im Winter gefrorenem Schnee, welcher liegen bleibt, bis er laut oder vom Regen mitgenommen wird; zu anderen Jahreszeiten Mehrschichthausen, die auf den Abfuhrwagen so lange warten, bis sie vom Winde wieder nach allen Richtungen zerstreut sind. Die reichen Leute verlangen vom Straßenkommissär, daß er ihren Wohnbezirk säubere; so tut er es; die anderen sind von ihrem „Geschäfte“ oder ihrer Berufsarbeit so sehr in Anspruch genommen, daß sie keine Lust empfinden, sich mit öffentlichen Dingen zu befassen; sie reklamieren nicht.

Wenn man alle amerikanischen Großstadt Bürgermeister zu einer Besuchstour herbeischickte und ihnen diejenigen Stadträte beigefellte, welche keine Skawartichaus erworben haben, würden die Vereinigten Staaten ungeheurer davon profitieren.

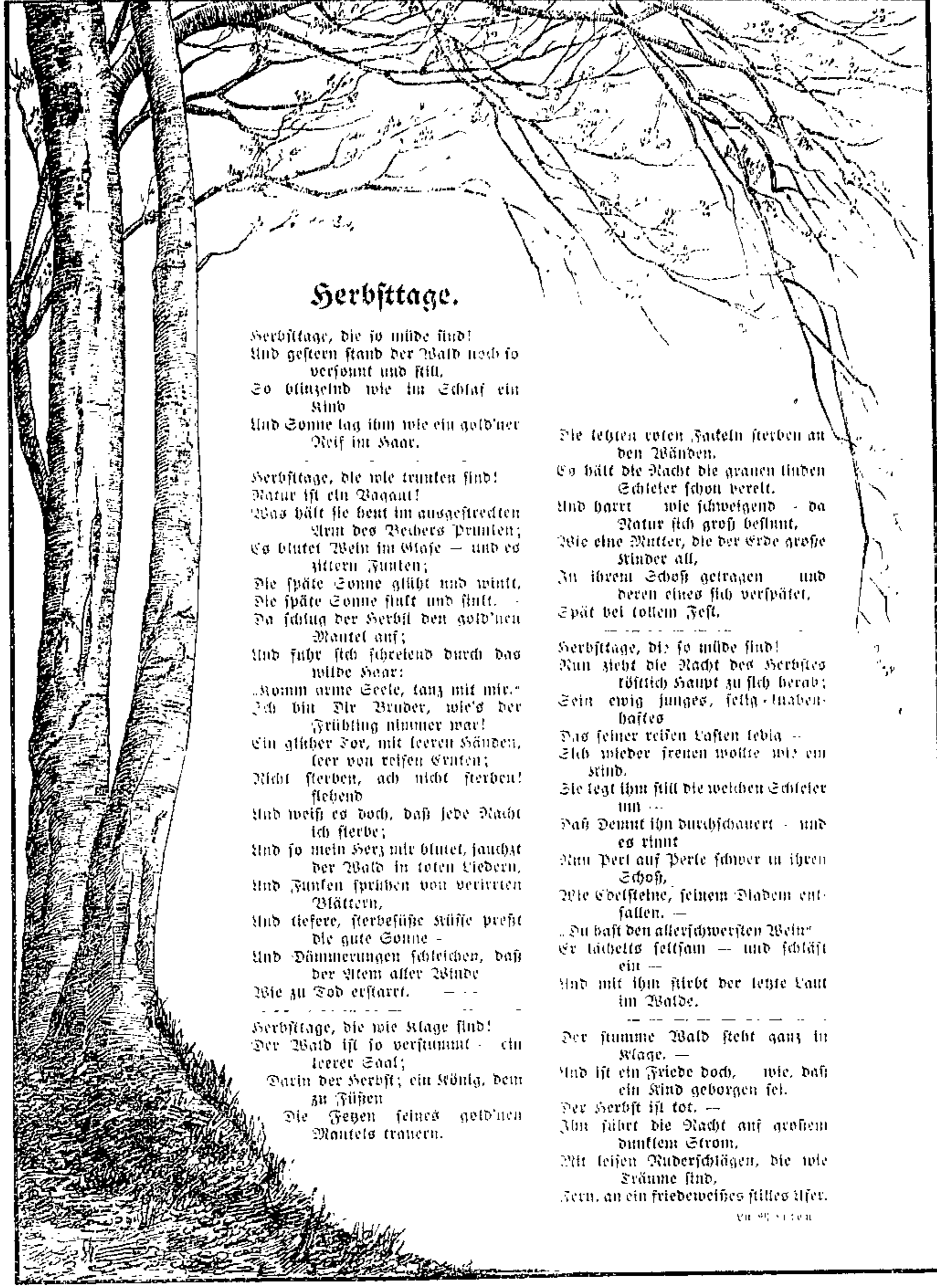
Gegenwärtig, wo Amerika und Deutschland „auszutauschen“, wäre es nicht unangebracht, anzuregen, amerikanische Zigarren und deutsche Weine „auszutauschen“.

Man hat hier keine Ahnung, wie miserabel, im Verhältnis zu den amerikanischen, die deutschen Zigarren sind, und den Amerikanern fehlt jedes Verständnis für das Rhein und Mosel erzeugnis.

Ich möchte noch manches andere „auszutauschen“, wenn ich könnte: den deutschen Frühling mit dem amerikanischen Herbst, die deutschen Strichen mit den amerikanischen Wäldern, deutschen Gänse mit amerikanischen Entenbraten und so weiter. Nicht ein tauschen aber möchte ich für die Dauer: das armselige deutsche Frühstück und Abendbrot gegen das amerikanische Breakfast und Dinner.

Bitte, mich nicht mißzuverstehen. Bin weder Prasser noch Gourmand; mäßiger Esser, Trinker, Raucher usw. Aber die Eröffnung und der Schluß des amerikanischen Arbeitstages mit einem reichlichen Mahle gibt dem Dasein doch einen substantielleren Gehalt, als ein aus (nicht-brasilianischem) Kaffee mit Butterfemmel bestehendes Frühstück und ein aus Butterbrot mit Wurst oder Hering oder Käse zusammengesetztes Abendessen.

Es gibt doch noch manches, das die „hochentwickelte Kultur Europas“ von uns „Barbaren“ annehmen könnte. —



**Herbsttage.**

Herbsttage, die so milde sind!  
Und gestern stand der Wald noch so  
versäumt und still.  
So stumm wie im Schlaf ein  
Kind  
Und Sonne lag ihm wie ein gold'ner  
Reif im Haar.

Herbsttage, die wie trunken sind!  
Natur ist ein Vagant!  
Was hält sie heut im ausgestreckten  
Arm des Rebers Prunten;  
Es blutet Wein im Glase — und es  
sitzen Funten;  
Die späte Sonne glüht und wint,  
Die späte Sonne stult und stult.  
Da schlug der Herbst den gold'nen  
Mantel auf;

Und fuhr sich schneidend durch das  
wilde Haar:  
„Komm arme Seele, tanz mit mir.“  
Ich bin der Bruder, wie's der  
Frühling immer war!  
Ein glühber For, mit leeren Händen,  
leer von reifen Früchten;  
Nicht sterben, ach nicht sterben!  
lebend

Und weiß es doch, daß jede Nacht  
ich sterbe;  
Und so mein Herz mit blutet, jauchet  
der Wald in toten Liedern,  
und Funten sprühen von verirrten  
Blättern,  
Und tiefere, sterbesüße stiffe preßt  
die gute Sonne —  
Und Dämmerungen schleichend, daß  
der Atem aller Winde  
Wie zu Tod erkarrt.

Herbsttage, die wie Klage sind!  
Der Wald ist so verstummt — ein  
leerer Saal;  
Darin der Herbst; ein König, dem  
zu Füßen  
Die Fegen seines gold'nen  
Mantels trauern.

Die letzten roten Fackeln sterben an  
den Wänden.  
Es hält die Nacht die grauen Linden  
Schiefer schon verrott.  
Und harret wie schweigend — da  
Natur sich groß besinnt,  
Wie eine Mutter, die der Erde große  
Kinder all,  
In ihrem Schoß getragen und  
deren eines sich verspätet,  
Spät bei totem Fest.

Herbsttage, die so milde sind!  
Nun zieht die Nacht des Herbstes  
löstlich Haupt zu sich herab;  
Sein ewig junges, fetta-machen-  
haftes  
Das seiner reifen Lasten ledig —  
Ich wieder freien wollte mit ein  
Kind.  
Sie legt ihm still die weichen Schiefer  
im —

Daß Demut ihn durchschauert — und  
es rührt  
Nun Peil auf Perte schwer in ihren  
Schoß,  
Wie Edelsteine, seinem Bladem ent-  
fallen. —  
„Du hast den allererschwersten Wein“  
Er lächelt seltsam — und schläft  
ein —  
Und mit ihm stirbt der letzte Laut  
im Walde.

Der stumme Wald steht ganz in  
Klage. —  
Und ist ein Friede doch, wie, daß  
ein Kind geboren sei.  
Der Herbst ist tot. —  
Ihn führt die Nacht auf großem  
dunklen Strom.  
Mit leisen Ruder schlägen, die wie  
Träume sind,  
Fern, an ein friedeweißes stilles Ufer.

eine „Korruption“ höheren, feineren Stils, in entferntem Grade nur mit der amerikanischen politischen Verderbtheit verwandt, aber nichtsdestoweniger ebenso verhängnisvoll wie diese.

Nun, zum Schluß: einige Details. Uneingeschränktes Lob muß von jedem, der aus Amerika herüberkommt, den Verwaltungen der deutschen Großstädte zuteil werden. Es ist geradezu verblüffend, allenthalben vorzügliches und reingehaltenes Straßenpflaster und Trottoir vorzufinden, wenn man in Amerika sich daran gewöhnt hat, daß nur die Gegenden der Reichen und Wohlhabenden dieses Vorzuges genießen.

**Robert Owen.** Am 17. November sind es fünfzig Jahre, daß einer der edelsten Menschenfreunde aus dem Leben schied: Robert Owen, der große englische Sozialreformer, einer der großen „Utopisten“, der Vorläufer des modernen Sozialismus. Wie bei Saint-Simon und Fourier deckt sich auch bei ihm der soziale Ideengehalt vielfach mit jenen sozialen Idealen, die man gegenwärtig als „Endziel“ des modernen Sozialismus zu bezeichnen pflegt. Aber während die Trägerin des modernen Sozialismus, die Sozialdemokratie, die Verwirklichung dieser Ideale einzig vom proletarischen Klassenkampf erwartet, glaubten die Utopisten, es genüge, einen einleuchtenden Plan einer neuen Gesellschaft zu entwerfen oder an einem Musterbild dieser neuen Gesellschaft im kleinsten Maßstabe dessen Möglichkeit und Überlegenheit nachzuweisen, um die herrschenden Klassen zu bewegen, diese Gesellschaft einzurichten.

Robert Owen repräsentierte dabei unter den großen Utopisten den relativ höchsten Grad der ökonomischen Einsicht. Er war ja Angehöriger des Landes, in dem bereits im Anfang des 19. Jahrhunderts die kapitalistische Produktion am weitesten entwickelt war, er stand als Mitbesitzer einer großen Baumwollfabrik mitten in der sozialen Revolution des Kapitalismus. Er erkannte die Grundschäden des kapitalistischen Systems am tiefsten, aber er sah auch in der Entwicklung der Produktivkräfte die Mittel, diese Schäden zu überwinden.

Als Owen im Jahre 1800 als Schwiegersohn des Besitzers der Fabrik von New-Lanark deren Leitung übernahm, ging er sofort mit äußerster Tatkraft daran, aus den 2500 Arbeitern, die durch das soziale Elend trotz der persönlichen Ehrenhaftigkeit ihres bisherigen Besitzers physisch und moralisch nicht weniger degeneriert waren wie ihre Arbeitsbrüder im ganzen Lande, Menschen zu machen. Durch Einführung des zehntägigen Arbeitstages, durch eine pädagogisch musterhafte Erziehung der Jugend, aber auch der bereits Erwachsenen, durch Gründung eines Konsumvereins, durch den Bau sanitärer und geschmackvoller Arbeiterwohnungen usw. schuf er aus New-Lanark einen Musterbetrieb im wahren Sinne des Wortes. Aber Robert Owen erkannte darum nicht minder die Unzulänglichkeit dieser Wohlfahrtsmaßnahmen. Er begriff, daß die Arbeiter seines Werkes bei alledem noch immer Lohnsklaven blieben, da nun einmal der Kapitalismus mit seiner Produktion des Mehrwertes auf der Ausbeutung des Proletariates beruht. Deshalb propagierte Owen nicht nur mit rastlosem Eifer soziale Reformen: wie den Achttundentag, Frauen- und Kinderschutz, gründliches Volksschulungs- und Volksschulwesen usw., sondern auch die Lehren des Sozialismus: die Vergesellschaftung des Privateigentums.

Von 1812 an trat er in öffentlicher Agitation für sein System ein, dessen Grundzüge waren: „Der Mensch ist ein Produkt der Umstände; Elend und Verbrechen sind die Folgen der unnatürlichen Gesellschaftsverhältnisse. Ein jeder Mensch hat Anspruch auf Wohlergehen und auf die höchstmögliche Entwicklung seiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten. Darum ist es eine gesellschaftliche Notwendigkeit, daß alle Kinder eine möglichst vollkommene Erziehung erhalten und die heutige Klassenherrschaft verschwinde. Zu diesem Zweck muß Grund und Boden genossenschaftliches Eigentum der Gesellschaft sein und an Stelle der Lohnarbeit die genossenschaftliche Produktion treten.“

Darin freilich blieb auch Robert Owen Utopist, daß er nicht einah, daß die Umgestaltung der Gesellschaft im sozialistischen Sinne nur das Werk der Arbeiterklasse selbst, des Klassenkampfes des Proletariats sein kann. Und an diesem Grundfehler seiner Agitationsweise scheiterten seine gigantischen Anstrengungen. Mit welchem Feuereifer, mit welchem Aufwand von Mitteln auch immer der große Menschenfreund seine Ideen vertrat — die Arbeit eines halben Jahrhunderts blieb resultatlos, da er von dem guten Willen, der Einsicht der Besitzenden ein Eingehen auf seine Lehren und Pläne erwartete. In seinem 1841 veröffentlichten Lebensabriß schreibt Owen von sich selbst:

„Zwischen dem Herbst 1824 und dem Sommer 1829 war der Verfasser einmal in den Vereinigten Staaten, einmal in Westindien und einmal in Mexiko. Vor drei Jahren besuchte er auf einer Rundreise die Regierungen von Frankreich, Oesterreich, Preußen, Bayern und Sachsen und wurde nur durch Zeitmangel daran gehindert, seine Reise nach Petersburg, in den Haag und nach Belgien auszudehnen. Alle diese Reisen machte er, um den großen Zweck seines Lebens zu fördern: die dauernde Wohlfahrt des Menschengeschlechtes.“

Die Herrschenden empfingen den genialen Organisations- und berühmten Philanthropen meist sehr höflich. Selbst Metternich, dieser korrupte Genieflügel, versicherte Owen, wie er selbst erzählte: „Ich stimme in der Theorie, im Prinzip ganz mit Ihnen überein. Auch ich will die Menschen glücklich, frei und gebildet machen. Nur in bezug auf die Mittel, auf die praktische Durchführung, bin ich anderer Meinung.“ Welch ein Hohn!

Vierfnecht, unser Alter, sah Owen persönlich im Jahre 1851 bei einem Meeting zu Ehren des 50. Geburtstages des großen Utopisten. Er schreibt darüber: „Ich sah Owen und ich hörte ihn. Der Abend ist mir unvergessen. Das Aeußere des Mannes, seine vom Alter nur wenig gebeugte Gestalt, in jeder Bewegung die Tatkraft und Regsamkeit des Geistes verratend, das scharfgeschnittene Gesicht, umrahmt von schneeweißen Haaren, die feurigen blühenden Augen des Schwärmers und Denkers, der kräftige, den festen, jähren Willen bezeugende Zug um den Mund — das Bild ist mir unaussprechlich ins Gedächtnis eingegraben.“

Auch das kämpfende Proletariat wird seiner als eines edlen Menschen und eines großen sozialen Propheten in Ehrfurcht und Dankbarkeit gedenken!  
H. S.

**Die englisch-deutsche Friedensdemonstration.** Schwer drückt die Last des Militarismus und Marinismus auf die Völker Europas. In fortwährend gesteigerten Kriegserüstungen vergenden die „Kulturnationen“ Hunderte und abermals Hunderte von Millionen. Zwar, die Diplomaten geben sich gegenseitig Versicherungen der größten Friedensliebe, doch auf Wanderversandern und Paradeplätzen klingt es manchmal anders. Es ist eine Situation, wie wenn jemand in einem Pulvermagazin mit Feuer spielt. — Doch, vorbei sind die Zeiten, wo allein der Wille der Machthaber über Krieg und Frieden zu entscheiden hatte. Heute spricht auch das Volk, welches die Kriegskosten an Gut und Blut zu zahlen hat, ein gewichtiges Wort mit bei allen politischen Entscheidungen. Und die breiten Massen des wertvollen Volkes, der Kern aller Kulturnationen, sind ausgesprochene Feinde des Krieges. In friedlicher Arbeit gegenseitig miteinander wetteifernd wollen die Volksmassen aller Nationen die Kultur fördern.

Von diesem Gedanken befeelt, sandten die organisierten Arbeiter Englands eine Deputation über den Kanal mit dem Auftrage, ihren deutschen Arbeitsbrüdern Versicherungen der Friedensliebe und Freundschaft darzubringen. Dergleichen wurden die Vertreter des englischen Proletariats von ihren deutschen Klassengenossen in Berlin empfangen. Am Sonntag, den 20. September, fand in dem größten Versammlungsorte Berlins, der „Neuen Welt“ in der Hasenheide, eine imposante Friedensdemonstration statt. Zehntausende von Arbeitern und Arbeiterinnen hatten sich eingefunden. Zu ihnen sprachen die englischen Arbeitervertreter Maddison (Sekretär der Schiedsgerichtsliga), Chalkleton (Präsident des Trades-Unionkongresses), Appleton (Sekretär der General-Federation der Gewerkschaften) und Allen (Präsident des Genossenschaftstages). Sie überbrachten eine Adresse, welche dem Gedanken der Völkerverbrüderung Ausdruck gibt. Die freundschaftlichen Grüße der Vertreter der englischen Arbeiter wurden von deutscher Seite erwidert durch die Genossen Legien als Vertreter der Gewerkschaften und Richard Fischer als Vertreter der Sozialdemokratie.

Unsere Bilder stellen zwei Episoden von der machtvollen Friedenskundgebung dar. Das eine der Bilder gibt einen Moment wieder von dem Empfang, der den englischen Delegierten am Vorabend der Demonstration im „Gewerkschaftshaus“ zu Berlin bereitet wurde. Das andere Bild zeigt einen allerdings nur kleinen Teil von der Schlussszene der großen Kundgebung in der Hasenheide. Es ist der Moment, wo ein englischer Gewerkschaftsführer, Trear, der Präsident des Schuhmacherverbandes, im Garten der „Neuen Welt“ eine Ansprache an die dort Versammelten hält, die ebenso wie alle anderen Reden begeisterten Widerhall in den Herzen der Zuhörer fand.

**Der Bankerott und seine Strafe in der Vergangenheit.** Wie unserem heutigen Bürgertum, so galt auch demjenigen der Vergangenheit jedermann nur so lange gesellschaftlich und politisch als ehlich und achtbar, so lange seine Zahlungsfähigkeit nicht ins Wanken geriet. Wer nur je im frühen oder späteren Mittelalter das Unglück hatte, seinen Verpflichtungen und Zahlungen nicht nachkommen zu können, dem drohte nicht nur harte Schuldfängenschaft und Schuldknechtschaft, sondern auch vor allen

Dingen und unter allen Umständen die schimpflichste Auslöschung und der Verlust aller bisherigen Rechte aus Handwerk oder Bürgertum. Mit unverföhlische Härte gingen die mittelalterlichen Stadt- und Landordnungen gegen den zahlungsunfähigen Schuldner vor. Gleich dem schwersten Verbrecher wurde solch ein Unglücklicher gebrandmarkt und verfehmt. Es bestimmte schon das älteste bamberger Stadtrecht vom Jahre 1316: „Der zahlungsunfähige Schuldner soll, nachdem er eidlich gelobt, daß er alles, was er fürbaß erübrige über seine Nahrung und über eine Schilling Pfennige, dem Gläubiger bis zur gütlichen Tilgung der Schuld reichen wolle, fortan, an weil er den Mägen nicht verwalten hat, an den rechten Bein und Fuß barfentlich und barfuß gehen.“ Eine ähnliche Vorschrift findet sich in einer Schwabener Landordnung aus dem 15. Jahrhundert.

Bis über den Tod hinaus verfolgte die Härte des mittelalterlichen Gläubigers den Schuldner. So durfte nach dem Stadtrecht von Bern derjenige, der seine Gläubiger nicht befriedigt, nicht in geweihter Erde begraben werden. Als daher 14. Adrian von Rubenberg in Bern starb, begehle er Gläubiger, ihn vom Wafenermeister verscharren zu lassen.

Nur selten wird Mäßigkeit auf schuldenunfähigkeit, auf Unglück und Zufall dergleichen Bestimmungen vorbehalten. Es geschah dies z. B. in einer Landordnung des Autons 11. aus dem 11. Jahrhundert, die da sagt: „Wenn ein Schuldner dem Waiel (dem Gerichtsfron) oder dessen Voten weder Pfennig noch Pfand zu geben hat, hat der Waiel solches dem Landmann an zuzeigen und dieser es an den Mat zu bringen. Der Mat soll dann den Schuldner in allen Kirchgängen im Lande verurufen lassen zur Warnung für jedermann. Wenn nun aber der Schuldner nicht binnen Jahresfrist zahlt, so soll seinen Worten nicht mehr zu glauben sein, noch derselbe zu einigen Ehren mehr gebraucht werden, bis daß er seine Schulden gänzlich abbezahlt habe. Ist aber einer durch Unfälle in Schulden geraten, so steht es beim Male, die Ehrenentziehung nicht eintreten zu lassen. Hier wird also dem Schuldner, ehe es zum Ehrenverlust kommt, nicht nur eine Schutzfrist von einem Jahre gegeben, der Mat behält sich auch die Nachprüfung der Bankrottursache ausdrücklich vor.“

Alle diese scharfen und grausamen Bestimmungen gegen Schuldner und Bankerotteure verloren jedoch in der Hauptsache ihre Wirkung mit dem Aufkommen der Geldwirtschaft. War in den Zeiten der Naturalwirtschaft Zahlungsunfähigkeit und Bankerott relativ selten gewesen, so wurde nun bald der Bankerott zu einer allgemeinen Begleiterscheinung des zunehmenden Handels und Verkehrs. Und mit dieser Zunahme verminderte sich auch der Schrecken vor seinen Folgen. Wie weit die Gleichgültigkeit gegen die Folgen eines Bankrotts schon Anfang des 18. Jahrhunderts ging, beweist ein ergrimmt erlassenes des Frankfurter Stadtrats vom Jahre 1703, das uns in seiner gesellschaftlichen Wertung des Bankrotts ganz neuzeitlich anmutet. Es heißt in diesem „Weilen auch nimmehro der Bankerottspielen nicht allein für keine Schand nicht geachtet werden will, sondern auch solche Faltie und Bankerottierer ihrer wissenschaftlichen Unqualitäten und Beschaffenheit ungeachtet anderen ehrliche Leuten gleich, ja wohl gar höher gehalten sein wollen, auch sich, ihre Weiber und Kinder so köstlich bekleiden, daß man solchen Defect an ihnen nicht erkennen kann; so wollen wir, daß solche Personen die ihres Unfalls halber nicht aufrichtige und reelle Anzeige würden darthun und beweisen können, noch ad cessionem honorum admittiret seyen, ad die sich laut des heiligen Reichs Abschied ihrer Ehren und Dignitäten verlustig gemacht, sich und die Ihrigen nicht mehr hinfüro so herausputzen, sondern er de Fallit vor seine Person, wie vor vielen Jahren in Brauch gewesen, und anno 1581 durch einen Malbeschluß verordnet worden, drei Jahr lang einen gelben Hut tragen und sonst so wohl er als die Seinige in allen noch geringer als die gemeine Bürgerschaft an Kleidungen und anderem tragen und verhalten, auch sich ehrlicher Leute öffentlich Gesellschaften, wo sie nicht notwendig mit einem unandern zu reden hätten, enthalten sollen, bey Straß des Leinwandhauses oder anderer Gefängnis; so sollen auch dieselbe zu keinen Aemtern befördert werden.“

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!